



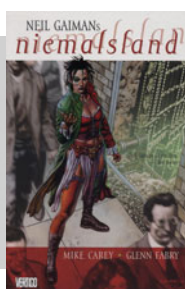
Douglas Preston/Lincoln Child
 »MANIAC – Fluch der
 Vergangenheit«
 Übersetzt von Michael Benthack
 Droemer Verlag, 2007, 592 Seiten
 ISBN 3426197235

Rezension

Der Abschluss-Band der »Diogenes-Trilogie« setzt genau dort ein, wo »Dark Secret« endete: Während Special Agent Aloysius Pendergast wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen im Gefängnis sitzt und aller Wahrscheinlichkeit mit der Todesstrafe rechnen muss, bereitet sein dämonisch genialer Bruder seinen von langer Hand geplanten Rachefeldzug vor. Im Hintergrund arbeitet allerdings ein Spezialisten-Team (darunter auch Vincent D'Agosta, dem wegen seiner Taten in »Dark Secret« ein Disziplinarverfahren droht) unermüdlich daran, Pendergast aus seiner misslichen Lage zu befreien. Und selbst Laura Hayward, die Leiterin der New Yorker Mordkommission und Ex-Geliebte von D'Agosta ahnt, dass etwas mit dem Fall Pendergast ganz und gar nicht stimmt. Wieder einmal scheint das Museum of Natural History ins Zentrum der Geschehnisse zu rücken (siehe »Relic«). Nach dem von Diogenes durchgeführten Diamantenraub sucht die Leitung verzweifelt nach einer neuen Attraktion, um die schwindenden Besucher wieder anzulocken. Da kommt die Millionen-Spende eines Grafen wie die Rettung in letzter Sekunde. Verbunden mit der Spende ist die Auflage, das Grab des Senef zu restaurieren und erneut der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Selbst alt gediente Mitarbeiter können sich nicht an dieses Artefakt erinnern. Erst nach einigem Recherchieren findet man heraus, dass dieses ägyptische Grabmal vor etwa 70 Jahren zu einer der ersten

Ausstellungs-Attraktionen des Museums gehörte und nur wenig später irgendwo in den Tiefen der riesigen Katakomben eingemauert wurde. Ungeklärte Todesfälle führten zu der überstürzten Schließung. Das Kuratorium des Museums ist sich einig: Ein Grabmal, auf dem ein böser Fluch lastet, scheint genau der richtige Kassenmagnet zu sein. Nur wenig später setzen fieberhafte Restaurierungsarbeiten ein. Zusätzlich soll das Grab durch eine moderne holografische Laser-Show zu der neuen Attraktion in New York aufgepeppt werden. Obwohl sie keine Ägypten-Kennerin ist, erhält Nora Kelly unerwartet die Aufsicht über das wichtigste Projekt des Museums. Schon bald muss sie jedoch feststellen, dass der Fluch des Senef immer noch wirksam scheint. Doch das ist nur der Auftakt zu weitaus grausigeren Geschehen. Sollte Diogenes' genial-verrückter Terror-Anschlag gelingen, ist das Leben von Millionen bedroht. Die Zeit scheint gegen Hayward, D'Agosta und Pendergast zu laufen. Preston/Child ziehen in »MANIAC« wirklich alle Register. Von der ersten Seite an spult sich vor dem inneren Auge des Lesers ein düsteres Action-Feuerwerk ab, das es in sich hat. Mit klaren Bezügen zu ihren Anfängen und den literarischen Vorbildern (Sherlock und Mycroft Holmes) erzählen die Autoren eine rasante Story, deren Finale ebenfalls eine Hommage an Sir Arthur Conan Doyle darstellt. Nicht nur aber auch wegen dieser Aspekte ist »MANIAC« Lesegenuss pur. Auch Diogenes muss erkennen, dass selbst ein perfekter Plan seine Unwägbarkeiten besitzt. Aus dem Jäger wird plötzlich ein Gejagter, und sein bislang gefährlichster Gegner ist jemand, den er niemals auf der Rechnung hatte. Preston/Child wären nicht Preston/Child, wenn sie nicht einen »kleinen Hinweis« darauf gäben, dass die »Akte Diogenes« noch lange nicht geschlossen werden kann. Noch gibt es weitere Geheimnisse, die darauf warten, enthüllt zu werden. Die Fans von Special Agent Pendergast fiebern schon jetzt auf das nächste Buch.

Andreas Wolf



Mike Carey (Autor)
 & **Glenn Fabry (Zeichner)**
 »Neil Gaimans Niemalsland«
 Übersetzt von Gerlinde Althoff
 Panini Comics, 2007, 220 Seiten
 ISBN 978-3-86607-484-2

Rezension

Eingebunden in die mannigfaltigen Zwänge des Privatlebens, der gesellschaftlichen Konventionen und der täglichen Arbeit fällt es vielen Menschen leicht, ihrem Dasein eine Bedeutung zuzuschreiben, die es gar nicht hat. In dieser hektischen Leere verliert man schnell den Blick für das Wesentliche, oder schaut weg, wenn ein hilfsbedürftiges Wesen am Straßenrand liegt. Richard Mayhew gehört zu den Wenigen, die in einer solchen Situation einfach helfen, ohne zu fragen, was für sie dabei herauskommt. Seine Verlobte Jessica ist da ein ganz anderes Kaliber: Wenn Richard meint, den Samariter spielen zu müssen, gut. Sie jedenfalls hat dringende Termine, die keinen Aufschub dulden. Und so gerät Richard in den Strudel einer unglaublichen Geschichte. Als er die verwundete und ohnmächtige Door mitten in London vom Gehsteig aufhebt und zu sich nach Hause bringt, setzt er sich damit zwischen alle Stühle. Door ist eine Prinzessin aus dem Hause Porticato. Sie ist die letzte Überlebende ihrer Familie und wird von Mr. Croup und Mr. Vandemar gejagt, zwei Profikillern der Spitzenklasse. Allerdings liegt Doors Heimat in einem anderen London - einem »Unter«-London, das unberührt neben der ganz normalen Großstadt unserer Tage existiert. Nur Doors spezielle Fähigkeit Türen zu öffnen hat ihr die Flucht in Richards Realität erlaubt. Leider gelingt auch ihren Verfolgern der Übergang und so stehen Croup und Vandemar auf einmal in Richards Apartment, noch bevor dieser weiß, was überhaupt los ist.

Um ihn vor weiterem Schaden zu bewahren, verlässt ihn Door und kehrt in ihre Welt zurück - aber schon der kurze Kontakt mit ihr hat ausgereicht, auch aus Richard einen für seine Mitmenschen unsichtbaren Schatten der Parallelwelt zu machen. Es bleibt ihm keine Wahl: Er muss hinab ins andere London um Door zu finden - und mit ihr eine Möglichkeit der Rückkehr in seine Wirklichkeit. Bis es aber soweit ist, sind eine Vielzahl von schwierigen Prüfungen zu bestehen und schreckliche Feinde zu besiegen.

Mike Carey erzählt in seiner spannenden Graphic Novel, die auf einem Originalroman von Neil Gaiman beruht, wie Richard und Door in eine Zweckgemeinschaft finden und zusammen auf ihre Ziele hinarbeiten: Door will ihre Familie rächen und Richard kann erst in seine Welt zurück, nachdem dies geschehen ist.

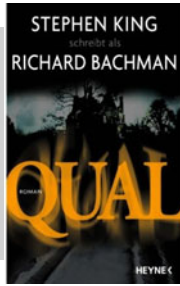
Glenn Fabry steuert dazu seine klaren, detailreichen und superb kolorierten Bilder bei, entwirft einprägsame Charakterbilder und unterlegt die Story mit einem eindrucksvollen Bildhintergrund.

Wenngleich ich normalerweise Originalscripts für Comics vorziehe, wirkten beim ersten Durchblättern von »Niemalsland« doch die Bilder so anziehend, dass ich das Buch mitnahm und durchlas. Mehr als nur zufrieden klappte ich es am Ende dann zu - Carey und Fabry ist eine wundervoll erzählte und gezeichnete Abenteuergeschichte gelungen, die für sich besteht und überzeugt.

»Niemalsland« ist gelungene, hochklassige Unterhaltung für die kommenden Herbstabende.

Regnier Le Dyck





Stephen King/Richard Bachman
 »Qual«
 Übersetzt von Jürgen Bürger
 Heyne Verlag, 2007, 384 Seiten
 ISBN 978-3453265837

Rezension

1 Jahre nach dem vermeintlich letzten Roman von Kings Alter Ego Bachman (»Regulator«) erscheint nun ein bislang unveröffentlichter »Schubladen-Roman« (Zitat King) aus dem Jahre 1973. King hat das Buch offenbar drastisch überarbeitet, doch gottlob hat er den Stil des alten, guten Bachman/King beibehalten.

Im Zentrum der Handlung steht der geistig zurückgebliebene Clayton »Blaze« Blaisdell. Von seinem Vater misshandelt leidet er unter einer schweren Hirnschädigung. Wechselnde Aufenthalte in verschiedenen Heimen und bei Pflegeeltern komplettieren seine traumatische Kindheit. Schnell gerät er auf die schiefe Bahn. Als er George Rackley kennenlernt, sieht er in ihm den großen Bruder, den er nie gehabt hat. Mit Trick-Betrügereien schlagen sich die beiden durchs Leben.

Eines Tages beschließt Blaze, ein wirklich großes Ding zu drehen. George hatte immer davon gesprochen, das Baby einer reichen Familie zu entführen. Der Plan ist für Blaze eigentlich viel zu kompliziert, doch immer wieder gibt ihm George die notwendigen Hinweise. Die Sache hat nur einen Haken: George ist seit drei Monaten tot.

Mit seiner imaginären Stimme im Kopf entführt Blaze das Baby einer reichen Reederei-Familie und verlangt eine Million Dollar Lösegeld. Trotz Georges Hilfe laufen von Anfang an viele Dinge schief. Immer wieder hinterlässt der tumbe Verbrecher ungewollt Spuren. Und je länger er sich um das Kleinkind kümmert, umso mehr wächst es ihm ans Herz. Um nichts in der Welt will er das Kind wieder zurückgeben. In einem Schneesturm verbarrikadiert er sich mit seinem »Opfer« in einem verlassenen Waisenhaus, doch die Polizei ist ihm bereits auf der Spur.

Stephen King alias Richard Bachman erzählt eine spannende, schnörkellose Geschichte, die vor allem in den Rückblenden über Blazes Kindheit zu überzeugen weiß. Besonders in diesen Passagen erkennt der Leser, was die Qualität des jungen King/Bachman ausgemacht hat und worin die Schwächen des aktuellen Autors liegen (»Puls«, »Love«) – packende, stimmige Binnenhandlungen contra aufgeblähte Schwafelei.

Auch wenn »Qual« überdeutlich eine Hommage an Steinbecks »Von Mäusen und Menschen« ist (King erwähnt dies auch in seinem Nachwort.), so kann »Qual« als eine durchaus stimmige Variation der Thematik betrachtet werden. Bei Steinbeck wie bei Bachman scheint das Ende vorgezeichnet zu sein, doch bei einer guten Erzählung kommt es in erster Linie darauf an, wie sie erzählt wird. Und »Qual« zählt eindeutig zu den guten!

Die Lektüre lässt den Leser mit Wehmut zurück; es bleibt die Hoffnung, dass sich der »alte« King doch wieder seinen früheren stilistischen Vorzüge besinnt.

Andreas Wolf



Dariusz Muszer
 »Gottes Homepage«,
 A1 Verlag, 2007, 220 Seiten
 ISBN 978-3-927743-94-6

Rezension

Dariusz Muszer präsentiert mit seinem Science-Fiction-Roman »Gottes Homepage« eine gute Mischung aus Aktion und schrägen Einfällen. Erstaunlich ist, wie er es schafft, die Geschichte trotz des Feuerwerks aus Ideen, mit dem er den Leser hin und wieder förmlich blendet, völlig glaubwürdig erscheinen zu lassen. Gerade die manchmal etwas abwegigen Einfälle und die seltsame Betonung auf Nebensächlichkeiten, die ein anderer Autor niemals einer Erwähnung für würdig befunden hätte, ergeben zusammen einen interessanten und manchmal höchst verstörenden Entwurf einer Zukunft in Osteuropa und Deutschland. Um die dargestellte Zukunft tatsächlich eintreffen zu lassen, bedarf es aber vermutlich nicht einmal der Außerirdischen, die in Dariusz Muszers Werk natürlich auch nicht fehlen.

Wie in seinen vorhergehenden Romanen »Die Freiheit riecht nach Vanille« und »Der Echsenmann«, so scheut Dariusz Muszer auch in seinem neuen Roman nicht davor zurück, Szenarien zu entwerfen, die einem Bundesdeutschen Bürger einen eiskalten Schauer über den Rücken jagen. »Außerdem ist es doch besser, ein Dieb zu sein als ein Nazienkel«, merkt einer der zahlreichen Figuren in dem Roman nüchtern an. Da haben die meisten von uns wohl Pech gehabt und müssen bei der Lektüre dieses Buches streckenweise mit erheblichen Unbehagen rechnen. Dariusz Muszer bedient sich allerdings einer schelmischen, hintergründigen Erzählweise und versüßt uns dadurch manche bittere Wahrheit!

Die Zukunft ist aber nur eine Zeitebene, die Dariusz Muszer in seinem Roman behandelt. Einen ebenso wichtigen Stellenwert nimmt die Gegenwart und die Vergangenheit ein. Doch beides wird aus der Zukunft heraus betrachtet und erscheint

dadurch in einem völlig anderen Licht. Dieser literarische Trick ermöglicht es dem Autor die Realität unserer Gegenwart etwas zu verschieben und dadurch Dinge und Sachverhalte aufzudecken, die unser Leben zwar nicht gänzlich in Frage stellen, es aber bei weitem nicht so behaglich und sicher erscheinen lassen, wie es uns vielleicht vorkommt.

In Deutschland gibt es noch immer die Trennung zwischen U- und E-Literatur. Dariusz Muszer schafft es mit seinem Buch aber auf erfrischende Weise, das einfach zu ignorieren. Und so goutiert man, während man meint, einen SF-Roman zu lesen, nebenbei auch noch ein Stück neue deutsche Literatur.

Und was hat das alles nun mit Gottes Homepage zu tun? Das Vergnügen, dies lesend herauszufinden, sollte sich keiner nehmen lassen!

Für Neugierige hier als Inhaltsangabe der Klappentext:

Gospodin Gepin und seine Frau Freyja leben glücklich im Zeitalter des Regenbogens. Man schreibt das Jahr des 88. Violets und die zerstörerischen Kriege um die Luft sind fast vergessen. Die Erde wird nur noch von wenigen echten Menschen bewohnt. Hologramme und Geklonte bevölkern die Welt, denn es gibt keinen Tod mehr. Als Gepin im Alter von 128 Jahren beschließt, seine Erinnerungen schriftlich festzuhalten, gerät die vermeintliche Idylle der trauten Zweisamkeit aus den Fugen. Von heute auf morgen wird Gepin in eine »Erzählerwohnung« in Südnorwegen versetzt, wo er für die zentrale Kulturbehörde seine Memoiren in der ausgestorbenen Sprache Deutsch verfassen soll. Doch Geps Rückschau kollidiert mit der offiziellen Geschichtsschreibung. Niemand will mehr wissen, wie grausam und brutal die Kriege um die Luft ausgefochten wurden, an denen Gepin als Untergrundkämpfer beteiligt war. Die verordnete Verdrängung macht auch davor nicht Halt, dass er und Freyja nur dank Geps Vater Ruslan Ludminski überlebt haben, der als vierter erster Kosmonaut niemals auf die Erde zurückkehrte, sondern als fliegender Kalmücke weiterexistiert. Und selbst von Gottes Homepage, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfasst, verschwinden Informationen.

Jan Gardemann





Mark Z. Danielewski
 »Das Haus«
 Übersetzt von Christa Schuenke
 unter Mitarbeit von Olaf Schenk
 Klett-Cotta, 2007, 838 Seiten
 ISBN 978-3608937770

Rezenion

Danielewskis Debüt ist weniger ein Roman, als vielmehr ein interaktives Experiment, dass der Autor zwischen dem Text und dem Leser ablaufen lässt, ein bizarres Phänomen, ein wahnhafter Paukenschlag. Schon wenn man das überformate, schwere Buch das erste Mal vorsichtig durchblättert, fällt sofort die ungewöhnliche Typografie (für die man Ronald Hoppe gratulieren muss) ins Auge. Der Text verweigert sich mehr und mehr traditioneller Standards. Da laufen plötzlich wie in einer Tageszeitung mehrere Texte parallel zueinander und andere Blöcke werden textlich umrahmt. Dann aber tauchen DaVinci-artige Spiegelschriften auf, und schließlich fungiert die Seite nur noch als grober Orientierungsrahmen, in dem das geschriebene Wort existiert. Die Wörter scheinen schwerelos zu werden, sie verändern ihre Richtung, überlagern sich, steigen und fallen, komprimieren und expandieren gleichzeitig. Doch was ist »Das Haus« nun? Ein dadaistisch-interaktives verrückt-geniales, autistisch-labyrinthisches collagenhaftes Münchhausen-Stück mit Borderline-Syndrom und Größenwahn? Irgendetwas in der Art jedenfalls. Die zentrale Handlung (Doch ist es tatsächlich die Haupthandlung? Bei dieser fragmentarischen Textcollage fällt die Antwort schwer.) dreht sich um den mit dem Pulitzer Preis ausgezeichneten Fotojournalisten Will Navidson, der mit seiner Frau und zwei Kindern ein neues Haus in Virginia bezieht. Mit akribischer Genauigkeit nimmt Navidson jede Szene mit Video auf. Überall im Haus installiert er Kameras, die das Leben der Familie genauestens dokumentieren sollen. Dann geschieht jedoch das Unfassbare: Als die Navidsons von einer Feier zurückkommen, stellen sie fest, dass sich das Haus auf unheimliche Weise verändert hat. So findet man ein bislang unbekanntes Zimmer, das nur aus schwarzen Wänden besteht und kaum größer als ein begehbarer Schrank ist. Navidson beginnt das Haus auszumessen und stellt fest, dass die Innenmaße größer sind als die Außenmaße. Die Differenz ist zwar winzig, doch messbar. Der verwirrte Journalist bittet seinen Bruder Tom um Hilfe, doch schon bald müssen sich die Männer keine Gedanken mehr über fehlende Millimeter mehr machen. Die Veränderungen nehmen dramatische Formen an. Eines Tages taucht plötzlich ein dunkler Flur an der Westwand des Hauses auf. Will versperrt den Flur mit einer Stahltür, doch der unheimliche Raum wächst ständig weiter. Während Navidsons Lebensgefährtin Karen das Unmögliche einfach zu verdrängen sucht, begibt sich der Fotograf auf eine erste Erkundung. Schon nach kurzer Zeit jedoch verirrt er sich in den unendlich scheinenden Gängen und gelangt nur mit Mühe wieder an den Ausgang. Navidson holt sich mit dem Forscher und Abenteurer Holloway Roberts sowie zwei seiner Mitarbeiter fachmännische Unterstützung. Die gut ausgerüstete Expedition, die ihre Tour ebenfalls mit Video dokumentiert, gelangt schließlich an eine Treppe, die sich endlos in unbekannte Tiefen windet. Die labyrinthischen gigantischen Räume scheinen nur aus glatten Wänden zu bestehen. Überall herrscht eine lebensfeindliche Kälte. In immer neuen Expeditionen dringen die Männer immer weiter in die sich ständig verändernden Räume ein. Und dann hören Sie ein bedrohliches Grollen. Kann es sein, dass sie in diesem Nichts doch nicht allein sind? Zu spät erkennen die Männer, in welche Gefahr sie sich begeben haben. Diese bizarren Vorkommnisse werden auf diversen Video-Kurzfilmen sowie einem zusammengesetzten von MIRAMAX produzierten Kinofilm, dem NAVIDSON RECORD, dokumentiert. Unzählige Autoren (Soziologen, Philosophen, Journalisten, Physiker, Architekten ja sogar Schriftsteller wie Anne Rice und Stephen King) haben diese Filme kommentiert, analysiert und interpretiert. Dem Leser erschließt sich der Navidson Record

dadurch, dass ein alter blinder (!) Mann, von dem nur der Spitzname Zampano bekannt ist, alles, was offenbar jemals über dieses Thema veröffentlicht wurde, akribisch gesammelt und in unzähligen Fragmenten auf recht eigenwillige Weise geordnet hat. Zusätzlich versah Zampano die Anmerkungen der Autoren mit eigenen Kommentaren. Doch damit nicht genug. »Das Haus« erzählt gleichzeitig die Geschichte von Johnny Truant, einer gescheiterten Existenz, die sich seinen Unterhalt als Aushilfe in einem Tattoo-Studio verdient. Als Zampano stirbt, macht Lude, ein Freund von Johnny, ihn auf die verwaiste Wohnung und mögliche »Schätze« darin aufmerksam. Zampano hatte keine Verwandten und so kümmert sich zunächst niemand um die Hinterlassenschaften des Alten. Truant findet dort schließlich die umfangreichen Aufzeichnungen über den Navidson Record. Je länger er sich damit beschäftigt, umso verwirrter wird er, was sich wiederum in seinen Anmerkungen zu den Anmerkungen Zampanos zu den Anmerkungen bestimmter Autoren über den Navidson Record zeigt. »Erschwerend« kommt hinzu, dass Truant bezweifelt, dass es jenen ominösen Film überhaupt jemals gegeben hat. Von Zampano zitierte Autoren, die er angeschrieben hat, wollen noch nie etwas von den Video-Filmen gehört oder gesehen haben. Selbst die Existenz des Hauses irgendwo in Virginia ist mehr als fraglich ...

Ist etwa alles nur eine gigantische Lüge, das Hirngespinnst eines alten blinden Mannes? Mark Danielewski lotet auf (mir) bislang ungeahnte Weise die Möglichkeiten des geschriebenen Wortes bis zum Exzess (bis zur vollkommenen Sinnlosigkeit oder gar Auslöschung) aus. Auf diese Weise ist der Leser weitaus mehr gefordert, die Fragmente in logische Sinnzusammenhänge zu bringen (falls dies überhaupt immer möglich ist - ich bezweifle, dass es viele Leser geben wird, die die Textstellen in Otjiherero (sic!) übersetzen können. Wie weiland James Joyce in »Ulysses« (auf den »Das Haus« unzweifelhaft auch anspielt) jongliert Danielewski mit unzähligen Sprachidiomen, die von Lateinisch, Hebräisch, Spanisch, Französisch über Deutsch, Englisch, Griechisch bis hin zu Braille (Blindenschrift!) und Geheimschrift reichen. Das Buch quillt über vor etymologischen Erläuterungen und Zitaten der klassischen Literatur (Tolstoj, Rilke, Milton, Dante, Kipling, Ovid, Cervantes ...) Fußnoten bekommen ein Eigenleben, in dem sie vom Umfang her nicht selten den eigentlichen Text überlagern und erdrücken.

Absolut überzeugend ist dabei das Grundkonzept, den Inhalt mit der Form des Textes zu verschmelzen. Labyrinth und unerklärliche/undechiffrierbare physikalische/seelische(?) Zustände/Vorgänge finden in ähnlichen Textinhalten und -formen ihre jeweilige Entsprechung.

Das eigentliche Geschehen des Romans (ist es überhaupt das EIGENTLICHE?) erschließt sich dem Leser nur über eine höchst komplex-verschachtelte Struktur: Der Herausgeber des Buches kommentiert die Ausführungen Johnny Truants, der seinerseits die Aufzeichnungen Zampanos erläutert, der wiederum einen Film (oder mehrere Einzel-Filme) analysiert, der wiederum von unzähligen anderen Personen interpretiert wird.

Erst ganz zum Schluss entdeckt der Leser einen möglichen Schlüssel zum Verständnis dieses Text-Monsters (oder glaubt ihn gefunden zu haben). Allerdings deutet vieles darauf hin, dass der Autor überhaupt nicht beabsichtigte, dem Leser eine einzige Lösung anzubieten.

Bis etwa zur Mitte entwickelte das Buch einen eigentümlichen Lese-Sog, doch nach und nach marterten die immer bizarrer werdenden Typografie-Experimente auch die Geduld des ausdauerndsten Lesers. Die seitenlange Rezeption sinnloser, vollkommen aus dem Zusammenhang gelöster Textkonstrukte fördert nicht gerade die Aufmerksamkeit des Lesers. Der Text wird zum Synonym für »weißes Rauschen«. Natürlich mag man anführen, dass Danielewski genau dies beabsichtigte, da seine Protagonisten in den unendlichen Labyrinthen des Hauses ganz ähnliche Gefühle durchleben (die Abkopplung jeglicher Sinneswahrnehmungen im vollkommenen Nichts), doch ist selbst der einigermaßen geschulte bzw. trainierte Leser

auf derartige »Strapazen« nicht vorbereitet. Ich habe das Buch beendet, weil ich es wollte, nicht weil der Text mich extrinsisch dazu »gezwungen« hätte. Dies ist trotz aller Avantgarde des Romans für mich ein klares Manko! Ein Roman ist für mich dann überzeugend, wenn die geschilderte Handlung den Vorgang des Lesens vergessen macht, wenn der Leser ohne es zu bemerken in den Text »eintauchen« kann. Danielewski geht den genau umgekehrten Weg: bei ihm stellt der Text nicht selten ein bewusst gestelltes Hindernis dar, das mühsam überwunden bzw. interpretiert/dechiffriert werden muss, bevor die Lese-Reise fortgeführt werden kann. Das Lesen selbst wird zu einer bewussten Expedition ins Ungewisse. Gegen Ende wird dieser ansonsten eher unbewusste Vorgang zu einem interaktiven haptisch erlebbaren Prozess, zu einer bizarren gymnastischen Übung, bei der der Leser permanent dazu gezwungen wird, das schwere Buch zu drehen und zu wenden, um den losgelösten Wortfragmenten überhaupt noch folgen zu können. Dies ist das eigentlich Besondere (und Positive!) des Buches – die »tatsächliche Handlung« ist dabei aber lediglich Mittel zum Zweck. Enigmatische Fragmente, die sich

(möglicherweise) auf einer Meta-Ebene zu einer vollständigen sinnvollen (?) Gesamt-Collage zusammensetzen lassen. Somit ist »Das Haus« nicht das, was es laut Cover vorgibt zu sein. Der Roman ist definitiv kein unheimlicher Horror-Roman. Danielewski präsentiert stattdessen ein überbordendes semi-otisches Füllhorn, das vielleicht etwas zu selbstverliebt mit dem Medium Sprache und Text hantiert. Die zuweilen dadaistische Ausrichtung zeigt dabei, dass der Autor sein Werk nicht allzu ernst nimmt. An einer Stelle lässt er Zampanò sagen: »... die, die lange Bücher schreiben, haben nichts zu sagen.« Ohne Probleme hätte man noch hunderte ähnlicher Fragmente hinzufügen oder auch weglassen können (Gedichte, Zeitungsausschnitte, Zitate), ohne dass sich die Gesamtwirkung des Buches in irgendeiner Weise geändert hätte. Die Aufbrechung der sprachlichen Barrieren hätte eigentlich nur noch durch eine beigefügte DVD mit vermeintlichen Filmausschnitten des Navidson Records getoppt werden können. Vielleicht wird diese Anregung ja bei der zweiten Auflage berücksichtigt.

Andreas Wolf



Frank W. Haubold
 »Die Schatten des Mars«
 Verlag des EDFC, 359 Seiten
 ISBN 978-3-939914-00-6

Die Welt in einer nahen Zukunft ist geprägt von Imperialismus, Umweltzerstörung und Gewalt. Islamische Terroristennetzwerke und die hochgerüstete Militärmaschinerie des Westens bekriegen sich seit Jahrzehnten, die Menschen bleiben dabei ein ums andere Mal auf der Strecke.

Erzählt wird im Wesentlichen die Geschichten zweier Jungen. Beiden begegnen wir das erste Mal in ihrer Jugend, begleiten sie über die Zeit des Erwachsenwerdens bis ins hohe Alter. Beide erreichen in ihrem Leben viel, sind aber auch geprägt durch frühe Verluste geliebter Menschen und beide werden seit ihrer frühesten Jugend von visionsähnlichen Träumen heimgesucht. In diesen begegnen sie ihren verstorbenen Freunden und Geliebten in einer phantastisch anmutenden, terrassenförmig angelegten Kristallstadt.

Martin, der US-Amerikaner, hat einen Traum – nachdem sein bester Freund bei einem Selbstmordanschlag getötet wurde, will er, auch ihm zum Gedenken, als Astronaut den Mars erobern. Nach ersten Erfolgen, so bastelt er im Teenageralter zusammen mit seinen Freunden eine erste Rakete, deren erfolgreicher Start die Zivilverteidigung auf den Plan ruft, macht er bei der Air-Force-Karriere. Einsätzen im islamisch-fundamentalistischen Feindesland folgt die Ernennung zum Kommandeur der ersten bemannten Mars Expedition. Auf dem Roten Planeten angekommen, bricht der Kontakt zur Landefähre abrupt ab. In einer Vision begegnet Martin seinem verstorbenen Jugendfreund, anschliessend erstmals einem überlebensgrossen Mann, der ihn prüft. Um sein eigenes Leben zu retten, soll er einen Menschen töten.

Währenddessen wächst in Deutschland mit dem jungen Julius ein genialer Erfinder heran. Ersten Versuchen, intelligente Spielgeräte zu entwickeln, folgt ein Studium der Informatik mit der Fachrichtung künstliche Intelligenz. Bei seinem Wiener Doktorvater muss er sich dann der Verantwortung als Schöpfer stellen. Darf der Mensch künstliche Intelligenzen schaffen, die von vorne herein ohne Furcht, Freude oder Hoffnung bleiben? Auch sein Weg führt ihn auf den Mars. Hier entwickelt er für die Einzelgänger und Prospektoren Rummdogs, künstliche Fährten-sucher, die ihren Hundevorbildern zum Verwechseln ähneln.

Im Verlauf der Erzählungen lernen wir weitere Personen und deren Schicksale kennen. Immer deutlicher wird, dass die Zeit der Menschen auf Erden dem Ende entgegengeht, dass sich vom Schicksal oder durch rätselhafte Rufe Ausgewählte auf dem Mars sammeln, um dort ein Erbe anzutreten, das ihnen hilft mit Erinnerungen zu leben, das ihnen Prüfungen auferlegt und sie aus ihrer oberflächlichen Welt in ein Reich entführt, in dem einzig Moral und Verstand, Verantwortung und Gefühle zählen ...

Marcel Reich-Ranicki hat in seinem literarischen Quartett anno dazumal einmal sinngemäss den Ausspruch getätigt, dass ihn nur Bücher interessieren würden, in denen die Personen leiden.

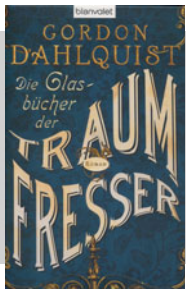
Nun, gemäss dieser Vorgabe würde ihn Franz W. Haubolds Roman in Erzählungen zu faszinieren wissen. Den Leser erwartet ein ungewöhnlich angelegter Text. In oftmals ergreifend intensiven Bildern berichtet uns der Autor von einer Zukunft, die erschreckend real wirkt. Religiöser Fundamentalismus, Terror und der Kampf der hochtechnisierten westlichen Staaten um die schwindenden Rohstoffe dominieren das Bild. Giftgasangriffe auf Großstädte, Selbstmordattentate und Guerilliaunternehmen beherrschen den Alltag der zunehmend verunsicherten Menschen. In dieser Atmosphäre, die geprägt ist von Angst um die eigene Existenz und um die Lieben, berichtet der Autor uns schlaglichtartig vom Schicksal einiger Weniger. Persönliche Enttäuschungen und Verluste prägen diese, Trauer, das Gefühl allein gelassen zu werden, die Suche nach einem Sinn im Leben, die Ohnmacht ob des Schicksals das sie erwartet steht dabei im Zentrum der Aufmerksamkeit. Unmerklich zunächst, doch dann immer deutlicher werdend, nehmen uns diese geschundenen und missbrauchten Charaktere gefangen, verstehen wir ihre Motivation, warum sie sich auf den Roten Planeten zurückziehen. Gerade die Zeichnung der Persönlichkeiten, die Überzeugungskraft, die diese Menschen annehmen, ist das Pfund mit dem Haubold wuchert. Ihn interessiert die technische Seite der Mars Eroberung, ja selbst die Suche nach und das Verstehen der ersten Marskultur wenig. Ins Zentrum stellt er, wie sein grosses Vorbild Ray Bradbury in »Der illustrierte Mann« und »Die Mars-Chroniken« seine Gestalten, ihre Entwicklung, deren Suche nach ihrem Platz in einer ständig unverständlicheren Welt, die Suche nach ihrem Schicksal und letztlich nach Vergebung. Die ungewöhnliche Struktur des Buches, dem Leser ein facettenreiches Bild einer Zukunft anhand von ausgewählten Einzelschicksalen zu präsentieren, erweist sich diesmal als zwar gewöhnungsbedürftiger und den Leser fordernder Glücksgriff. Es gilt, sich immer wieder von Neuem auf andere Personen einzulassen, unterschiedlichste Orte und Geschehnisse auf sich wirken zu lassen.

Ein paar der im Buch enthaltenen Geschichten erschienen bereits in diversen Anthologien, die Lektorin Heidrun Jänchen hat einen eigenen, kurzen Beitrag beigesteuert, wobei sich das

grosse Gemälde, das uns der Autor präsentiert, erst nach und nach aus dem Zusammenwirken der unterschiedlichen Erzählungen zusammensetzt. Stilistisch ansprechend, handwerklich mit den kongenialen Innenillustrationen von Björn Lensing und dem stimmungsvollen Cover von Brita Seifert vorbildlich gestaltet, erwartet den Leser eine durchaus anspruchsvolle

Lektüre, die nachdenklich macht, die zum Mitfühlen anregt, ja auch betroffen macht - in diesem Sinne ein Buch, an dem nicht nur Reich-Ranitzky seine Freude hätte.

Carsten Kuhr



Gordon Dahlquist
 »Die Glasbücher der Traumfresser«
 Übersetzt von Bernhard Kempen
 Blanvalet, 2007, 896 Seiten
 ISBN 978-3-7645-0278-2

Rezenion

Wow! Alleine die Präsentation dieses Romans als Victorian Edition wäre Büchersammlern wohl schon den Kauf wert. Die Ausgabe - jedes Kapitel ist einzeln gebunden - besticht durch ihre wunderbare Aufmachung und Ausstattung und kann jedem, der schöne Druckerzeugnisse liebt, einen Ausruf des Entzückens entlocken.

Meine Wenigkeit zählt sich jedoch nicht zu den Sammlern, sondern den eingefleischten Lesern - weshalb ich Gleichgesinnte eigentlich eindringlich vor diesem Werk und seiner praktischen Handhabung warnen müsste!

Gordon Dahlquists Debüt ist ein veritabler viktorianischer Abenteuerroman, ein verblüffendes, aufregendes, spannendes Werk, das seine Leser wirklich zu packen weiß.

Die beeindruckenden Oberschurken in dieser augenzwinkernden Hommage an den Groschenroman des 19. Jahrhunderts sind die Contessa de Lacquer-Sforza, der Comte d'Orkancz und Francis Xonck. Jeweils mit einem üppigen Gefolge an Unterschurken ausgestattet, lassen sie es sich nicht nehmen, auch gegeneinander zu intrigieren.

Ihre - nicht minder beeindruckenden - Gegenspieler in dieser veredelten Form von Pulp-Fiction, Miss Temple, eine schnöde sitzen gelassene junge Lady, ein professioneller Killer mit stark eingeschränkter Sehfähigkeit - in den entsprechenden Kreisen als Kardinal Chang bekannt - und Doktor Svenson, der Leibarzt eines standesgemäß debilen mecklenburgischen Prinzen.

In einer rasanten Tour de Force ziehen sie durch das viktorianische England, entdecken in Harschmort Manor, einem bizarren Herrenhaus, erotische und haarsträubende Geheimnisse

und riskieren ihr Leben, ihre Ehre und ihre Tugend, um die Welt vor den Gefahren einer alchemistischen Maschine und einer teuflischen Verschwörung zu retten.

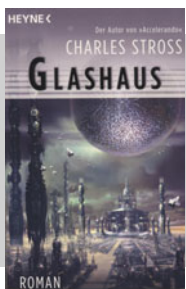
»Die Glasbücher der Traumfresser« zeugen von unerschöpflicher Imaginationskraft und überragender Originalität. Zwar spielt Dahlquist mit bekannten Motiven aus der Literatur, wie dem englischen Schauerroman, »Sherlock Holmes« und »Alice im Wunderland«. Lustvoll zitiert er Autoren wie H.G. Wells, Edgar Allan Poe, Charles Dickens und Jules Verne oder Filme wie »Eyes Wide Shut«. Mit einer gehörigen Portion augenzwinkernden Humors gelingt es ihm dabei, völlig Neues zu kreieren - und sich selbst vor jeder Einordnung in eine bekannte Schublade zu bewahren. Gordon Dahlquist schafft es wie kaum ein anderer, seinen unvergesslichen Helden Leben einzuhauchen, und er schildert ihre fantastischen Abenteuer mit packender Intensität.

Maskierte Frauen, Männer in Uniform, düstere Verliese, plüschige Boudoirs, verwinkelte Ministerien, geheimnisvolle Elixiere und in blasphemischen Bildern versteckte Nachrichten, seidene Unterwäsche, gefährliche Höllenmaschinen und ruchlose Morde sind einige der Zutaten zu seinem mysteriösen, schauerlichen, verrückten und faszinierenden Buch, dem man sich einfach nicht mehr entziehen kann. Und die zehn handlichen Bändchen tragen dazu ihren Teil bei, da man immer eines bei sich haben und bei jeder sich bietenden Gelegenheit weiterlesen kann. Aber Vorsicht!

Ich sagte ja, dass ich Sie eigentlich eindringlich warnen müsste - aber ich habe es mir anders überlegt. Nur diese kleine Ermahnung zur Achtsamkeit werde ich Ihnen mit auf den Weg geben: Sollten Sie in einem öffentlichen Verkehrsmittel schmökern, besteht die Gefahr, dass Sie - tief in dieses phantastische Lesevergnügen versunken - den rechtzeitigen Ausstieg versäumen.

Schlimmer jedoch wäre es, gar nicht erst in diesen herrlichen viktorianischen Spannungsroman einzusteigen. Also, verpassen Sie keinesfalls den letzten Zug nach Harschmort Manor!

Maran Alsdorf



Charles Stross
 »Glashaus«
 Übersetzt von Ursula Kiausch
 Heyne, 2008, 494 Seiten
 ISBN 978-3-453-52360-9

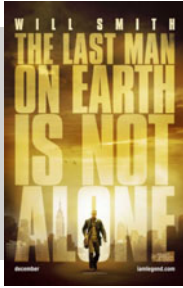
Rezenion

Folgt man als Leser dem britischen Science-Fiction-Autor Charles Stross in die ferne Zukunft, dann darf man sich auf aufregende und verwirrende Ideen gefasst machen. »Accelerando« ist voll exotischer Technologien, deren negative Auswirkungen aber leider nicht ganz zur Sprache kommen. Der neue Roman »Glashaus« liest sich wie eine lose Fortsetzung von »Accelerando«, beide Romane sind jedoch völlig unabhängig voneinander. Zudem hat »Glashaus« amüsante Stellen, weil Menschen des 27. Jahrhunderts sich in die simulierte Welt des 20. Jahrhunderts begeben, um die damaligen Lebensbedingungen kennen zu lernen. Dabei müssen sie ohne ihre technischen Gimmicks auskommen und fühlen sich zunächst wie Fremde.

Unter den Teilnehmern sind die Kriegsveteranen Robin und Kay, die sich gerade in der Rehabilitation befinden. Leider kommt nicht alles wie erwartet: Robin erhält den Körper einer Frau und er weiß nicht, welcher der anderen Teilnehmer Kay ist. Eine weitere schlechte Nachricht ist, dass die Leiter des Experiments sich nicht in die Karten schauen lassen wollen und finster Pläne hegen. Die aufbereitete Welt des 20. Jahrhunderts besteht aus Political Correctness und der Anpassung an herrschende Verhältnisse. Bei Wohlverhalten werden Bonuspunkte verteilt, andernfalls werden Strafpunkte abgezogen. Wer also arbeitet, in die Kirche geht und Kinder bekommt, der gilt als vorbildlich und wird entsprechend gefördert. Die Unwilligen und Außenseiter werden missachtet, bedrängt und unter Druck gesetzt. Bei diesem Abbild einer konservativen Gesellschaft belässt es Stross nicht. Machtansprüche und der Kampf gegen künstliche Intelligenzen treiben die Spannung zum Höhepunkt. Zwar ist das Ende misslungen, dennoch ist »Glashaus« einer der besten Romane von Charles Stross.

Ulrich Blode





Richard Matheson
 »Ich bin Legende«
 Übersetzt von Lore Straßl und Ralf Schmitz
 Vollständig überarbeitet.
 Heyne, 2008, 400 Seiten
 ISBN 978-3-453-50155-3

Rezension

Seit dem ersten Erscheinen von Bram Stokers Meisterwerk »Dracula« (1897) sind mehr als einhundert Jahre vergangen, seit der ersten Ausgabe von Richard Mathesons »I am Legend« (1954) auch schon über fünfzig – der Mythos des Vampirs jedoch zieht Leser und Zuschauer mit ungebrochener Kraft in seinen Bann. Also wollen es die Marktgesetze, dass wir in diesem Frühjahr 2008 eine Neuverfilmung (die insgesamt dritte Umsetzung des Romans) von »Ich bin Legende« im Kino sehen dürfen – mit dem sicheren Kassensmagneten Will Smith in der Rolle des »letzten Menschen auf Erden«. Passenderweise liegt bei Heyne jetzt auch das Buch – das lange Zeit vergriffen war – wieder vor.

Die Geschichte von Robert Neville beginnt im Januar 1976, fünf Monate nach der »großen Katastrophe« – einer Epidemie, die über die völlig unvorbereitete Menschheit hereinbrach und die meisten Menschen tötete. Die Überlebenden sind zu Vampiren mutiert, deren Verhalten in vielen Dingen den Beschreibungen der einschlägigen Bücher folgt, jedoch auch deutliche Abweichungen zeigt.

Neville, ein blonder, blauäugiger Deutschamerikaner, gehört aus für ihn zuerst nicht nachvollziehbaren Gründen zu den ganz wenigen Überlebenden, die immun gegen die Verwandlung sind. Er hat sich in seinem Haus »eingemauert«, streift tagsüber (wenn die Vampire schlafen) durch die Innenstadt und holt sich Lebensmittel und Werkzeuge, um seine »Festung« auszustatten. Wann immer er Zeit und Gelegenheit hat, tötet er die Vampire, indem er spitze Holzpflocke durch ihr Herz treibt. Nach Verrichtung seines grausamen Tagewerks zieht er sich zurück, legt klassische Schallplatten auf und betrinkt sich – auch um die nächtlichen Rufe der Wesen nicht hören zu müssen, die ihn verhöhnen und auffordern, sich ihnen anzuschließen.

Nach einigen Monaten kommt Neville langsam wieder zur Vernunft. Er versucht einen nicht infizierten Hund anzulocken und wieder zu domestizieren – das Verlangen nach Ansprache und Gesellschaft ist einfach überwältigend groß. Zugleich beginnt er mit der Erforschung der »Krankheit«. Er besorgt sich Fachbücher und medizinische Geräte und entdeckt schließlich den Erreger, der die Seuche ausgelöst hat. Voller Elan versucht er, einen Impfstoff herzustellen.

Einige Monate später trifft Neville auf Ruth, die offenbar auch zu den wenigen »gesunden« Überlebenden gehört. Für einige Tage kann er wieder hoffen, bis eine Blutuntersuchung ihm zeigt, dass auch Ruth infiziert ist. Doch sie ist trotzdem kein »Vampir«, sondern etwas Anderes, Neues. Der Erreger ist mutiert – seine »Opfer« haben sich angepasst! Schließlich muss Neville erkennen, dass er der Letzte einer untergegangenen Art ist – er wird zur Legende.

Richard Matheson ist ein kraftvoller Erzähler, seine Geschichte ist flott und ergreifend geschildert. Trotz der (heute) schon einige Jahre »zurückliegenden« Ereignisse, liest sich das Buch immer noch spannend. Die Thematik wirkt zeitlos und unverbraucht, was sowohl an der geschickten Vermischung aus Horror- und Science-Fiction-Elementen liegt, wie an der streng subjektiven Erzählweise, die uns die Geschehnisse durch Robert Nevilles Augen sehen lässt.

Da der Roman nur knapp zweihundert Seiten hat (ach, welch goldenes Zeitalter, als Schriftsteller sich noch so kurz fassen konnten), packte man noch zehn Kurzgeschichten von Matheson dazu, damit der an dicke Bücher gewöhnte Verbraucher nicht zu sehr erschrickt.

Da Richard Matheson ein Autor der »alten Schule« ist und viele hundert (größtenteils erstklassige) Stories geschrieben hat, konnten die Herausgeber aus dem Vollen schöpfen.

Wer also am Ende des Romans noch zweihundert Seiten vor sich sieht, sollte nicht enttäuscht sein, sondern es einmal mit »Beute«, »Totentanz«, »Verborgene Talente« oder »Von Mensch zu Mensch« versuchen – jede der Erzählungen ist eine Werbung für das Medium Kurzgeschichte und ein echter Genuss.

Horst Illmer



Alan Dean Foster
 »Der grüne Tod«
 Übersetzt von Michael Neuhaus
 Bastei-Lübbe, 2008, 414 Seiten
 ISBN 978-3-404-24367-9

Rezension

Flinx, unser Held ist das Ergebnis eines illegalen Genexperiments. Als Waise auf den Strassen seiner Heimatwelt aufgewachsen, hat seine sporadisch auftretende Gabe, Gefühle anderer Menschen wahrzunehmen ihm bislang das Überleben ermöglicht.

Mittlerweile ist Flinx zwanzig Jahre alt, und aufgrund der Grosszügigkeit seiner Alien-Freunde Besitzer einer technisch modifizierten Raumschiff. Auf der Suche nach Ruhe und Frieden besucht er einen an der Grenze des Homanx-Reiches gelegenen, scheinbar paradiesischen Planeten. Dumm, dass er während eines Restaurantsbesuches mit einem der örtlichen Tunichtgute aneinander gerät. Als dieser Flinx symbiotischen Gefährten, die Flugschlange Pip entdeckt, will er diese für seinen privaten Zoo haben, komme was wolle. Und Coerlis ist gewohnt zu bekommen, was er will. Als seine finanzielle Offerte ausgeschlagen wird, macht er sich, begleitet von seinen Leibwächtern auf, Flinx mit Gewalt von Pip zu trennen. Flinx

flieht vom Planeten ins Unbekannte, und strandet auf einer Welt, die in den offiziellen Verzeichnissen des Commonwealth nicht aufgeführt ist.

Kaum auf einem den Planeten einschliessenden gigantischen Urwald überragenden Berggipfel gelandet, wird Flinx auch bereits von einem riesigen schwebenden Wesen angegriffen. Dennoch macht er sich auf, die Welt und ihre Geheimnisse zu erforschen. Zum ersten Mal seit Jahren plagen ihn keine grässlichen Kopfschmerzen als er in die Stockwerke des Urwalds eindringt. Bald schon merkt er, dass jeder Schritt ins immerwährende Grün mit tödlichen Gefahren verbunden ist. Sein Überleben hat er dem Treffen mit drei im Urwald heimischen Menschen und ihren Furcots, einer intelligenten heimischen Spezies, die mit den Menschen eine lebenslange Symbiose eingeht, zu verdanken. Verfolgt von Coerlis und einem Eingreiftrupp der reptiloiden Aann beginnt eine Jagd, in der nicht etwa die hochgezüchteten Waffen seiner Häscher, sondern die Natur die tödlichsten Gefahren für alle Beteiligten bereit halt ...

Des einen Leid, des anderen Freud, so könnte man dieses Buch überschreiben. Nachdem der Heyne Verlag vor Jahren aus nicht nachvollziehbaren Gründen einen Teil der ehemaligen Hausautoren – unter ihnen Grössen wie Jack Vance, Julian May oder eben auch Alan Dean Foster – ausgesondert hat, nutze Bastei-Lübbe die Gunst der Stunde und sicherte sich die Rechte an den Büchern der Bestseller-Autoren.

Nach einigen Jahren, in denen Fosters neuere Werke aufgelegt wurden, entsann man sich nun, endlich bin ich geneigt zu sagen, seiner bei uns noch unveröffentlichten Pip und Flinx Werke.



Man kann die Romane Fosters grob in zwei Kategorien unterteilen. Zum Einen sind da die langweilig, ja schwülstig daherkommenden Titel, hier sind insbesondere die vielen Filmbücher zu nennen, und auf der anderen Seite Werke, die mit faszinierend fremden Welten, mit sorgfältig und überzeugend konstruierten Mensch-Alien Gesellschaften und einer überaus spannenden Handlung in einer exotischen Umgebung aufwarten.

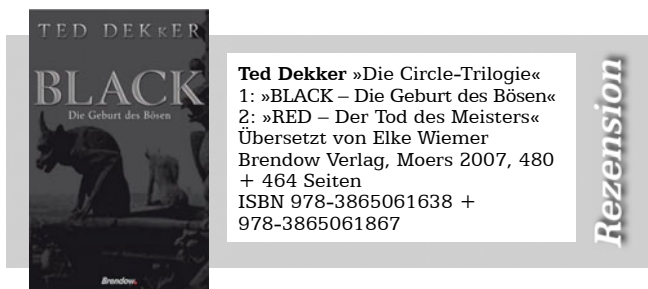
Unter letzteren, die in aller Regel dem Homanx-Zyklus zuzurechnen sind, nahmen die Flinx Titel immer eine besondere Stellung ein. Mittlerweile hat Foster sich mit Flinx ein wenig selbst ausmanövriert. Einen Helden mit einer besonderen Gabe auszustatten, die es diesem ermöglicht, seine Gegner zu besiegen ist ein gängiges Handlungsmuster. Allerdings steht der Autor bei Fortsetzungen unweigerlich vor einem Dilemma. Entweder muss er den neuen Antagonisten immer neue, grössere Kräfte andichten um seinen Protagonisten sich weiter entwickeln zu lassen, oder er muss eben jene Entwicklung seines Helden stagnieren lassen.

Foster hat sich, zunächst zumindest für Letzteres entschlossen. Zwar taucht am Rande des Buches eine noch diffuse

Gefahr für alles Leben im Commonwealth auf, das Böse selbst reckt sein Haupt, und Flinx ist eines der drei Elemente, die allein dieses Böse zu bekämpfen vermögen, doch vorliegend konzentriert er sich ganz auf seine actionbetonte Handlung in einer wahrhaft exotisches Ökosystem. Hier wuchert er mit der Beschreibung eines Planeten, den er bereits in seinem Roman »Die denkenden Wälder« dem Leser vorgestellt hatte. Auf jedem Schritt bedrohen überzeugend und faszinierend beschriebene Flora und Fauna die hochtechnisierten Eindringlinge. Während Flinx mit dem schieren Überleben beschäftigt ist, seine Gegner vom Urwald reihenweise niedergemacht werden, bleibt allerdings leider kaum Raum für eine Weiterentwicklung des Charakters.

Trotzdem, der Roman liest sich überaus spannend, auf jeder Seite erwarten den Rezipienten wundersame Geschöpfe, mannigfaltige Gefahren und das Bild einer alles beherrschenden Natur, das sich so wohltuend von den sonstigen Beschreibungen hochtechnisierter Zukunftsvisionen unterscheidet.

Carsten Kuhr



Ted Dekker »Die Circle-Trilogie«
 1: »BLACK – Die Geburt des Bösen«
 2: »RED – Der Tod des Meisters«
 Übersetzt von Elke Wiemer
 Brendow Verlag, Moers 2007, 480
 + 464 Seiten
 ISBN 978-3865061638 +
 978-3865061867

Tom Hunter ist ein junger Mann, der im Denver der nahen Zukunft lebt. Wir schreiben das Jahr 2010. Mehr schlecht als recht schlägt er sich durchs Leben. Nach windigen Exportgeschäften mit asiatischer Kunst arbeitet er nun als Angestellter in einem Kaffee-Shop. Seine Versuche als Schriftsteller schlugen bislang auch alle fehl. Bei einer Auseinandersetzung mit skrupellosen Kredithaien wird Tom angeschossen. Zum Glück ist seine Schwester Kara Krankenschwester und kümmert sich um den Verletzten. Als Tom allerdings in einen Morphium-Traum fällt, erwacht er plötzlich in einer fremden Welt, in der es von blutgierigen Fledermäusen und fleischfressenden Fliegenschwärmen nur so wimmelt. Mit knapper Not entkommt er der Gefahr des schwarzen Waldes und trifft dort schwer verletzt auf eine junge Frau. Ihr Name ist Rachele und auf wundersame Weise heilt sie Tom. Sie hat den fremden Mann für sich erwählt, doch dieser begreift nicht, was das hübsche Mädchen darunter versteht.

Tom glaubt, sich nun in der Wirklichkeit zu befinden, und erzählt von seinen Träumen von Denver. Als man das hört, ist man sehr erstaunt. Tom kenne scheinbar die Chroniken, in denen von Städten wie Denver oder New York berichtet wird. Vor langer Zeit – im Jahre 2010 – habe ein Virus namens Raison innerhalb von drei Wochen nahezu die gesamte Menschheit getötet. Die geflügelten Wesen, die Rachele begleiten, nennen sich Roush. Sie erzählen ihm, dass die bössartigen Fledermäuse Shataiki waren. Auf der gesamten Welt leben nun nur noch etwa eine Million Menschen, wobei die Guten von den Bösen durch einen reißenden Strom getrennt sind. Nur drei Brücken bilden eine Verbindung.

Als Tom im bunten Wald der Roush einschläft, erwacht er wieder in Denver. Zuerst glaubt auch Kara an seinen »Traum«, als sie jedoch in der Zeitung einen Artikel über den Pharmakonzern Raison entdeckt, der in Kürze einen neuen Impfstoff auf den Markt bringen will, spürt sie, dass es sich hierbei um mehr als einen Zufall handeln muss. Erhält ihr Bruder im Traum etwa prophetische Botschaften? Gemeinsam machen sie sich auf den Weg zum Seuchenzentrum nach Atlanta, um dort ihren Verdacht zu melden. Die dortige Behörde nimmt Toms Aussage zwar auf, doch als man von seiner Quelle erfährt, glaubt man einen Verrückten vor sich zu haben. Der

Vorgang wird aktenkundig und gelangt durch dunkle Kanäle zu einflussreichen Männern, Terroristen unter der Führung von Valborg Svensson, die seit Jahren nach einer biologischen Waffe suchen, um damit alle Staaten der Welt in die Knie zwingen zu können. Während Kara und Tom nach Bangkok zum Firmensitz von Raison fliegen, setzt sich ein Killer auf ihre Fersen. Der Mann heißt Carlos, ein ehemaliger PLO-Agent, der von einem weltumfassenden Islam-Staat träumt.

Tom gelingt es sogar, Monique de Raison, die Leiterin der Forschungsabteilung, zu sprechen, doch auch sie schenkt seinen wirren Ankündigungen keinen Glauben. Tom greift zum letzten Mittel und entführt Monique. Carlos entdeckt jedoch Toms Versteck, erschießt ihn und entführt nun seinerseits Monique. Tom ist allerdings nicht tot – als er in der anderen Welt erwacht, wird er von magischem Wasser geheilt. Irgendwie hängen beide Welten direkt zusammen und beeinflussen sich gegenseitig. Nur die Zeit scheint eine unabhängige Größe zu sein. Eine Woche, ein Monat, ja ein Jahr in der einen Welt kann nur wenige Sekunden in der anderen bedeuten.

Während in der Welt des Jahres 2010 die Terroristen mit Moniques Hilfe versuchen, an den vermeintlich tödlichen Impfstoff zu kommen, droht auch die andere »Traum-Welt« im Chaos zu versinken. Gott, der dort den Namen Eljon trägt, hatte den Guten verboten, vom Wasser des Grenzflusses zu trinken. Als dies ausgerechnet der Ur-Vater der Waldbewohner tut, ist der Bann des Flusses gebrochen und Taleh, der Anführer der schwarzen Fledermäuse, überfällt und vernichtet den bunten Wald.

Nur durch das Eingreifen Eljons, der sich den seinen als kleiner Junge zeigt, gelingt Tom und den Waldbewohnern die Flucht an einen versteckten See. Dort sollen sie auf Eljons Rückkehr warten.

Kara hatte Tom geraten, so lange wie möglich »drüben« zu bleiben, um den Aufenthaltsort von Monique und eine Lösung für das Virus-Problem zu finden. Der zweite Teil (RED) beginnt 15 Jahre später in Eljons Welt. Tom unterdrückt seit dieser Zeit durch den Genuss einer bestimmten Pflanze seine Träume. Er hat Rachele geheiratet und eine Familie gegründet. Während in der »Virus-Welt« nur wenige Stunden vergangen sind, befiehlt Tom nun eine kleine Streitmacht von 30.000 Gefolgsleuten, die sich einer Übermacht von 500.000 Kriegerern der Wüstenarmee erwehren müssen. Die Menschen leben in mehreren kleinen Wäldern, die alle über einen See verfügen. Durch das tägliche Bad verhindern sie, eine schmerzhaft Hautkrankheit zu bekommen, unter der alle Wüstenkrieger leiden. Nach 15 Jahren sieht sich Thomas erstmals dazu gezwungen, wieder in die andere Welt zu wechseln. Er muss in Erfahrung bringen, wie er Sprengstoff herstellen kann. Nur so gibt es überhaupt noch eine Chance gegen die Übermacht des Feindes. Als er drüben erwacht, hält ihm Carlos gerade einen Revolver an den Kopf. Der Killer hat ihn erneut entdeckt. Doch

der junge Mann ist in der Traum-Welt zu einem erfahrenen Mann gereift, der nun über unglaubliche physische Fähigkeiten verfügt. Ohne Probleme kann er der tödlichen Gefahr entkommen. In der Zwischenzeit hat Svensson das Virus verbreiten lassen, ohne das Gegenmittel zu besitzen. Die Terroristen fordern von allen Staaten die bedingungslose Herausgabe ihrer Waffen – im Gegenzug sollen die Länder das Gegenmittel erhalten. Thomas, dessen düstere Prophezeiungen eingetroffen sind, wird nun auch vom Präsidenten gehört. Er beschwört Blair, den Forderungen nicht nachzukommen. Die Apokalypse scheint unaufhaltbar.

Auf der anderen Seite verhindert nur das Eingreifen eines ehemaligen Erfolgsmannes von Tom die totale Vernichtung des Waldvolkes. Justin vom Südwald bringt das Heer der Wüstenarmee dazu, sich vorerst zurückzuziehen. Ist er etwa ein Verräter?

Während Rachele plötzlich beunruhigende Träume von Monique de Raison hat, muss Tom erkennen, dass viele seiner Gegner aber auch Gefolgsleute andere Identitäten besitzen. Es wird immer schwerer für ihn, Freund und Feind auseinander zu halten. Verrat und Gegenverrat, dem selbst Eljon zum Opfer fällt, führen zur fast vollständigen Auslöschung des Waldvolkes. Und in der Welt des Jahres 2010 haben die Medien die Nachricht über das tödliche Virus weltweit verbreitet. Frankreich und Israel warten das zwangsläufige Ende der Menschheit nicht ab: beide Staaten beginnen, sich mit Atombomben zu bekämpfen.

Ted Dekkers »Circle-Trilogie« ist eine packende Fantasy-Erzählung über das drohende Ende der Menschheit. Während die vertraute Welt des Jahres 2010 einem mutierten Virus zum Opfer fällt, zeigen sich in der post-viralen, phantastisch-mittelalterlich anmutenden Welt der Wald- und Wüstenvölker

der Verrat und der fehlende Glaube an Gott als ausschlaggebende Faktoren für den drohenden Holocaust. In dieser Welt wird auch die vom christlichen Glauben bestimmte Intention Dekkers überdeutlich. In beinahe schon zu aufdringlichen Bildern und Symbolen erzählt der Autor das Heilsgeschehen neu. Erscheint dem Leser die Welt des Waldvolkes anfangs noch als eine orwellische Variante der Eloy und der Morlocks (hier vertreten durch die Shataiki), so wird schnell klar, dass der bunte Wald eindeutig ein Symbol für das Paradies ist. Der Baum der Erkenntnis wird hier durch einen Grenzfluss ersetzt, aus dem niemand trinken darf. Als der Frevel geschieht, erfolgt die Vertreibung bzw. Vernichtung der Bewohner. Gott wandelt unter den Menschen und bringt sich schließlich selbst zum Opfer. Auch wenn die Trinität nur indirekt angesprochen wird (»Bin ich ein Löwe oder ein Lamm? Oder bin ich ein Kind?«), so ist auch die Auferstehung Teil der Handlung.

Die Namen sind ebenfalls eindeutig »El Eljon« ist hebräisch und bedeutet »Gott, des Höchsten« – Thomas war einer der Jünger Jesu (die hebräische Bedeutung »Zwilling« setzt Dekker hier auf eine besondere Weise um), die »Shataiki« erinnern sehr an das arabische Wort »Scheitan« (Teufel) aber auch Marie, Samuel oder Rachel(le) sind biblischen Ursprungs.

Neben dieser übersteigerten Spiegelung biblischen Geschehens fällt vor allem negativ auf, dass keiner der Akteure diese Parallelen bemerkt.

»Black« und »Red« sind zwei durchaus gelungene Fantasy-Thriller, denen ein etwas geringerer missionarischer Eifer ganz gut getan hätte. Eine abschließende Bewertung wird aber erst nach dem dritten Teil (»White«), der im Frühjahr 2008 erscheint, möglich sein.

Andreas Wolf



Mark Z. Danielewski
»Das Haus – House of Leaves«
Übersetzt von Christa Schuenke
unter Mitarbeit von Olaf Schenk
Klett-Cotta, 2007, 797 Seiten
ISBN 978-3-608-93777-0

Rezension

Nur alle paar Dezennien kommt es vor, dass die äußere Aufmachung eines Buches schon vor der Lektüre mehr Aufmerksamkeit bei Kritikern und Publikum erregt, als der Inhalt. Historische Beispiele in dieser Klasse sind etwa »Finnegans Wake« von James Joyce oder »Zettel's Traum« von Arno Schmidt – und seit seinem Erscheinen zählt auch »Das Haus« von Mark Z. Danielewski dazu.

Wie schon bei den genannten Vorläufern ist man auch bei Danielewskis »Roman« zuerst einmal geneigt, das Buch eher als Gesamtkunstwerk anzusehen und nach einem Kunstkritiker zu rufen. Nachdem man ein paar Seiten angelesen und das Buch einmal durchgeblättert hat, traut man sich dann jedoch auch als Literaturkritiker zu, ein paar Worte darüber zu verlieren.

Beginnen wir also mit den Äußerlichkeiten und tasten uns dann zum »Kern« der Geschichte vor:

»Das Haus« fällt schon auf den ersten Blick aus jedem »Normrahmen« für erzählerische Werke – das Format wirkt mit seinen 25 x 18 cm monumental, das Gewicht für die über 800 Seiten fällt dementsprechend hoch aus. Der Satz ist unglaublich aufwendig – teilweise mehrfarbig (vor allem das Wort »Haus« ist durchgängig in Blau gehalten), oftmals mit unterschiedlichen Schriften und Formaten und immer wieder in mehrere Spalten unterteilt (die manchmal auch einen »rückwärts« laufenden Textstrang enthalten). Hin und wieder sind Illustrationen beigegeben; ein umfangreicher, völlig unbrauchbarer, dafür sehr willkürlich angelegter »Index« sorgt für Verwirrung – kurz gesagt, das sollte man sich in einer Buchhandlung seines Vertrauens selbst einmal anschauen.

Der erzählte Text besteht in seiner Hauptsache aus dem »Der Navidson Record« betitelten Forschungsbericht eines gewissen »Zampanò«. Dazu gibt es eine Einleitung und (jede Menge) Anmerkungen von »Johnny Truant«, der Zampanòs Werk gefunden und für eine Veröffentlichung vorbereitet hat – die dann jedoch erst durch das Eingreifen einer anonymen Gruppe, die sich »die Herausgeber« nennt (und unter anderem Fußnoten zu den Fußnoten verfasst), ausgeführt wurde. Angehängt sind diesen Texten sechs »Beweisstücke«, die nach A bis F geordneten Arbeitsunterlagen von Zampanò und Johnny Truant, sowie einige »Gegenbeweisstücke«.

Der Versuch, nachzuerzählen, was sich im Innern des besagten »Houses« zugetragen hat, ist ebenso zum Scheitern verurteilt, wie die Hoffnung, dieses Buch »einfach so« von vorne nach hinten durchzulesen. Entweder ist man bereit sich auf »Das Haus« in seiner Gesamtheit einzulassen – dann hat man sicherlich ebensoviel Spaß an der Sache wie der Autor (in diesem Fall ist Danielewski gemeint) beim Schreiben, Überarbeiten, Verschachteln, Zitieren, Umschmeißen von Konzepten, Erfinden weiterer Absurditäten, Nachdenken darüber wie sich einsame Übersetzerinnen die grau gewordenen Haare raufen (meine Hochachtung für Christa Schuenke und ihren Helfer Olaf Schenk), Verhandeln mit Verlagen über die Details beim Druck usw. Ein längerer »Aufenthalt« im »Haus« ist dann nicht mehr auszuschließen.

Falls man als Leserin oder Leser dazu nicht bereit ist, findet man jede Menge guten, »konventionell« geschriebenen Lese-stoffs auf unseren Seiten empfohlen – allerdings versäumt man dann einen spannenden Blick in eines jener Bücher, dass die Literatur auf ihrem Weg in die Zukunft stolpern und ein paar schnelle Schritte machen lässt!

Horst Illmer





Randy & Jean-Marc Lofficier (Szenario)
Gil Formosa (Zeichnungen / Farbe)
 »Robur« – Band 1:
 Vom Mond zur Erde
 Übersetzt von Uwe Löhmann
 Edition 52, 2007, 47 Seiten
 ISBN 978-3-935229-30-5

Rezension

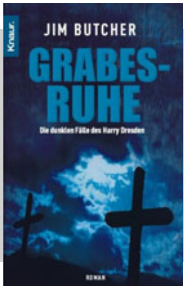
» New York 1931, fünfzehn Jahre nach der Invasion der Seleniten« (S. 1) – gigantische Raumschiffe und kleine Propellermaschinen ziehen durch New Yorks Himmel, Männer und Frauen des Widerstands kämpfen gegen gemeine Kollaborateure, der Geheimdienst der Mondkönigin Selene herrscht mit brutaler Gewalt über die unterjochte Menschheit. Das Szenario dieses wundervoll auf altmodisch getrimmten Comics ist eine wilde Mischung aus Jules Vernes »Reise zum Mond« und »Die ersten Menschen im Mond«, dem Gegenstück des Engländers H. G. Wells, vermischt mit klassischen Versatzstücken der frühen Comic-Geschichte, wie breitschultrigen Helden und wunderschönen Frauen, deren Oberweiten jedes Kleidungsstück zum Bersten füllen. Robur, der Anführer der Rebellen, kämpft mit List und Mut gegen den Geheimdienstchef Gurn und seine fiesen Helfer. Beim

Versuch, einen gefangenen Wissenschaftler aus Gurns Fängen zu befreien, fällt er diesem jedoch selbst in die Hände und wird mit einer neuartigen Foltermaschine verhört. Doch noch bevor es Gurn gelingt, Roburs geheimste Gedanken offen zu legen, greift die Herrin des Mondes ein und verlangt seine Überstellung nach Luna – können Gayle Arden und ihre Mitstreiter Robur noch rechtzeitig aus den Fängen der Aliens befreien?

Die oftmals großformatigen und farbenprächtigen Illustrationen Formosas schwebeln in der Pracht des Art Deco, bringen durch ihre klare Linie die Protagonisten – und vor allem die Protagonistinnen – zu ihrer vollen Entfaltung und führen das Betrachterauge stets zum Wesentlichen. Die Hintergründe oszillieren zwischen schlichter Einfarbigkeit und detailreich ausgeführter Vielfalt. Häufig bestimmt eine Grundfarbe die ganze Seite, und damit die »Stimmung«, zum Beispiel in Rot gehaltene Kampfszenen, dunkelblau-grauschwarze Folterkeller oder goldgelbe Tanzveranstaltungen.

Mit »Robur« entführen uns Lofficier und Formosa in eine literarische Parallelwelt voller Wunder und Abenteuer – ein nostalgisches Fest der Phantasie, das mitzufeiern ganz unglaublichen Spaß macht!

Regnier Le Dyckt



Jim Butcher
 »Grabesruhe«
 Übersetzt von Jürgen Langowski
 Knauer Verlag, 2007, 496 Seiten
 ISBN 978-3-426-63442-4

Rezension

Privatdetektiv und Magier Harry Dresden will sich nach seinen beiden letzten Fällen eigentlich ein wenig Ruhe gönnen, doch da wartet bereits die nächste Aufgabe auf ihn. Eine junge Frau namens Lydia bittet um seine Hilfe. Lydia behauptet »Kassandras Tränen« zu besitzen, die prophetische Gabe, in die Zukunft sehen zu können. Sie hat beängstigende Visionen von einem Krieg, von dunklen Wesen und Feuer. Nur Harry könne ihr helfen. Dresden spürt selbst, dass Unheil droht. Ungewöhnlich viele Geistererscheinungen suchen die Menschen heim. Ist die Grenze zwischen der Welt der Geister und der der Lebenden brüchig geworden? Wer ist verantwortlich für die Phänomene?

Während er erste Ermittlungen anstellt, kreuzt wieder einmal seine Patentante Lea seinen Weg. Die vampirartige böse Fee hatte vor vielen Jahren einen Pakt mit Dresdens Mutter geschlossen, und nun fordert sie Harry als Tribut. Nur mit

größter Mühe gelingt es dem Detektiv, Lea auf einen späteren Zeitpunkt zu vertrösten.

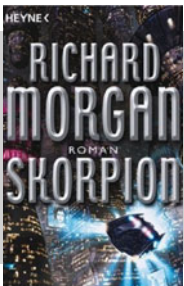
Und dann erhält Harry auch noch eine offizielle Einladung an den Vampirhof. Die Vampirin Bianca St. Claire soll in den Rang einer Markgräfin erhoben werden und bittet um sein Erscheinen. Dresden vermutet zwar, dass hinter der Einladung eine Falle steckt, doch zusammen mit Michael (und seinem Flammenschwert) gibt er sich in die Höhle des Löwen.

Trotz aller Vorsicht kommt es zu einer Auseinandersetzung auf Leben und Tod.

Butchers Figur des Detektiv-Magiers Harry Dresden erinnert sehr an die italienische Comic-Ikone Dylan Dog. Abgesehen davon, dass Dresden über tatsächliche magische Fähigkeiten verfügt und weniger erfolgreich bei der Frauenwelt ist, übernimmt er wie Dog ausschließlich unheimlich-phantastische Fälle der Sorte »Akte X«. Selbst sein Fortbewegungsmittel – ein alter VW-Käfer – ist identisch.

Wie schon bei den Vorgängern (»Sturmnacht« + »Wolfsjagd«) bietet Butcher auch im dritten Fall eine gelungene Mischung aus Spannung, Action und Humor. (Auf dem Vampirfest glaubt man sich zuweilen in Polanskis Klassiker »Tanz der Vampire« versetzt.) Während die Verfilmung der Dresden-Fälle in den USA floppte, dürfte den Büchern dagegen auch auf dem deutschen Markt ein anhaltender Erfolg gesichert sein.

Andreas Wolf



Richard Morgan
 »Skorpion«
 Übersetzt von Alfons Winkelmann
 Heyne, 2007, 827 Seiten
 ISBN 978-3-453-52356-2

Rezension

Der Plot des aktuellen Romans aus Morgan'scher Verschwämde präsentiert sich zu Beginn des Buches ein wenig verwirrend.

In drei alternierend erzählten Handlungssträngen, die zunächst wenig, ja nichts direkt miteinander zu tun haben, berichtet Morgan uns von einem Ermittlerpaar in Diensten eines

multinationalen Grosskonzerns, von zwei Wirtschaftsflüchtlingen, die sich dem verheissenen Messias anschliessen und von einem genmanipulierten Kopfgeldjäger.

Die Erde der nahen Zukunft hat sich technisch rasant fortentwickelt. Nanotechnologie hat die Kolonisation des Mars ermöglicht, Gentechnologie für die Erschaffung neuer, verbesserter Menschen gesorgt und die Virtual Reality ist aus dem Alltagsleben der Menschen nicht mehr wegzudenken. Nur die innere Entwicklung hat mit dem rasanten Fortschreiten nicht mithalten können. So kommen aus den streng geheimen Labors Sexsklaven beiderlei Geschlechts und mit der 13er-Reihe wurden hochtrainierte Einzelkämpfer ohne Skrupel und Gewissen auf die Menschheit losgelassen.

Der Hunger ist besiegt, die Religionskonflikte sind beigelegt, doch die politische Situation ist nach wie vor explosiv. Während sich China immer mehr vor den übrigen Staaten abkapselt ist

Amerika in zwei einander misstrauisch beäugende Lager auseinandergefallen. Die verarmten Konföderierten Südstaaten haben sich zu einen streng gläubigen Puritanerstaat, »Jesusland« gewandelt, im reichen Osten sucht jeder das kurzlebige Glück in ausschweifenden Sex- und Drogenorgien oder in der vehe- ment, ohne Rücksicht auf Andere vorangetriebenen Karriere. Carl Masalis ist von der UN lizenziertes Kopfgeldjäger. Im Auftrag der Organisation verfolgt und fasst er flüchtige 13er, die sich mit ihrer Einkerkung in Reservaten nicht abfinden wollen. Selbst einer der Verdrehten, wie man die 13er furcht- sam nennt, ist der schwarzhäutige Agent das Alpha-Männchen schlechthin. Als einer der auf dem Mars verbannten 13er ent- kommt, und auf der Erde eine blutige Spur aus Leichen hinter- lässt, weiss der allmächtige COLIN-Konzern, dass er den Täter nicht ohne Unterstützung fassen kann. Nur der Intervention Sevgi Ertekin, einer früheren Polizistin, die sich jetzt für den Konzern um das Aufräumen publicityrelevanter Baustellen kümmert und ihres Partners hat Masalis es zu verdanken, dass er nach Monaten, die er ohne Anklage in einem Gefängnis in Jesusland verbringt, frei kommt. Der Deal - für seine Befreiung soll er den flüchtigen 13er aufspüren und ausschalten.

Die Spur führt die Jäger, wie kann es anders sein, über die gan- ze Welt. Stecken die südamerikanischen Familias hinter dem Serienkiller, die Chinesen oder sitzt der Strippenzieher viel- leicht gar in einer der respektablen internationalen Behörden? Nur zu bald wird deutlich, dass es um mehr, um viel mehr geht, als darum, einen flüchtigen Menschenfresser und Mörder zu stellen, es geht um den Kampf der Spezies ...

Richard Morgan ist einer der interessantesten Autoren unserer Zeit. Mit seinen realitätsnahen Büchern über eine Zukunft, wie sie so durchaus vorstellbar ist, verbindet er seine Zukunftsvi- sionen mit einer jederzeit actiongeladenen Handlung und viel- schichtigen Personen.

Neben seinen »Takeshi Kovacs«-Romanen streut er auch im- mer wieder Einzelromane ein. Vorliegender umfangreicher Band beginnt ein wenig wie eine Mischung aus »Blade Runner« und einem Kovacs Titel.

Wie üblich geht es vordergründig um eine spannend aufberei- tete Thriller-Handlung. Die Jagd nach dem Serienkiller, die Su- che nach den Hintergründen der Verbrechen nutzt der Autor aber auch geschickt und unauffällig, nichtsdestotrotz in seiner Aussage deutlich dazu vor Intoleranz, religiös begründetem

Fundamentalismus, und den Gefahren der Gentechnologie zu warnen. Auch die Unzuverlässigkeit von Institutionen und de- ren vordergründig ach so hilfsbereite und verantwortungsbe- wusste Manager und Politiker bekommen ihr Fett ab. Mit schar- fem Blick für die oft verleugnete Wirklichkeit nimmt er hierbei die Führungsnaion USA ins Visier, präsentiert dem Leser nicht nur einen Schwarzen - welch seltener Anblick in der SF - als Protagonisten, sondern auch ein fundamentalistisches Staaten- gebilde, das sich aus dem selbsternannten Land der Toleranz und Demokratie entwickelt hat. Von sozialem Frieden, von Gleichberechtigung und Chancengleichheit ist hier nichts mehr zu spüren. Das erinnert in seiner Ausprägung an fundamen- talistisch-radikale Anläufe der Hisbollah und ihrer Vordenker und hält den aufgeklärten USA einen in seiner Ausarbeitung sehr kritischen Spiegel vor Augen. Dabei ist Marsalis ein Kämp- fer aus dem Bilderbuch. Ohne Gewissensbisse, ja ohne gross darüber nachzudenken, übt er Gewalt aus, tötet er mitleidlos, ein sexistischer, dominanter Einzelgänger per excellence.

Kann man mit solch einem Protagonisten warm werden? Mor- gan gelingt es zunächst einmal, dessen Anderssein aufgrund der genetischen Variation zu begründen und nachvollziehbar zu machen. Marsalis ist ein interessanter Charakter, eben weil er anders ist, als die gewohnten Helden, weil er in seiner Aus- gestaltung überzeugend agiert und weil er sich im Verlauf der Handlung fortentwickelt.

Und mal ganz ehrlich, bei all der überzeugenden politischen Beschreibung seiner Welt hält der Autor seinen Leser in erster Linie mit der spannenden Schilderung der Kämpfe bei der Stange. Verfolgungsjagden, Hinterhalte, Explosionen, Gehirnmasse, die durch Baseballschläger aus ihrer Hülle befreit wird, Augen, die ausgedrückt werden, das Repertoire erinnert an härteste Action-Thriller. Das ist klischeebehaftet, das ist deftig, ja brutal in seiner Ausarbeitung aber eben auch fesselnd.

Nach dem etwas verwirrenden Beginn konzentriert sich das Au- genmerk dann auf die so ungleichen Ermittler, der Plot schreitet rasant voran, wobei die Nachforschungen in der Mitte scheinbar im Sande verlaufen, und das Tempo hier merklich zurückgenom- men wird, bevor es zum Finale hin noch einmal deutlich anzieht. Insgesamt ein erschreckend vorstellbares Bild einer Zukunft, wie sie so oder so ähnlich sein könnte verpackt in einer fes- selnden Handlung voller Action und Gewalt.

Carsten Kuhr



Richard Laymon
»Nacht«
Übersetzt von Thomas A. Merk
Heyne Verlag, 2007, 528 Seiten
ISBN 978-3-453-67536-0

Rezension

Alice hütet das Haus ihrer Vermieter, während diese im Urlaub sind. Eines Nachts beobachtet sie, wie ein fremder Mann vom Wald her den Garten betritt und nackt im Pool schwimmt. Dann starrt der Fremde ins dunkle Innere des Hauses. Plötzlich schellt das Telefon. Am anderen Ende ist ein Mann namens Tony, der sich offenbar verwählt hat. Der Anruf vertreibt aber immerhin den nächtlichen Besucher. Als Tony anbietet, Alice zu ihrem Schutz zu besuchen, lehnt diese ab. Die junge Frau wohnt in einer kleinen Wohnung über der Garage des Anwesens; als sie an jenem Abend das Grundstück überqueren muss, packt sie ein fremder Mann. Alice schlägt blindlings mit einem Säbel zu, den sie sich als Waffe aus der Wohnung geholt hatte. Der Fremde ist tot ... und es ist nicht der Mann aus dem Pool. Hat sie etwa Tony getötet? Alice über- legt verzweifelt ihre nächsten Schritte aber sie verständigt nicht die Polizei. Ihre Akte ist nicht ganz blütenrein.

Den Papieren nach handelt es sich bei dem Toten um Anthony Romano. Alice setzt alles daran, ihre Verbindung zu Romano

zu verwischen, und dafür muss sie nur die Wahlwiederholung auf dessen Telefon löschen.

Das, was sich wie ein harmloser Besuch in einer fremden Woh- nung anhört, entpuppt sich schnell als eine Parforce-Jagd in die finstersten Regionen des menschlichen Wesens. Die junge Frau, die ständig zwischen der Rolle von Opfer und Täter schwankt, hinterlässt dabei eine breite Spur aus Blut.

»Nacht« ist Laymon pur. Auf genüsslich makabre Weise spielt der Autor mit den Erwartungen des Lesers und präsentiert ihm mit Alice eine alles andere als sympathische Ich-Erzählerin. In der Welt von Laymon scheint das Gute eher eine Ausnahme zu sein; jeder - auch noch so bieder und unscheinbar wirkende Mensch - trägt ein dunkles Geheimnis mit sich herum. Alle anderen sind ohnehin Monster. In der Art, wie Alice permanent auf soziopathischste Killer trifft (und dabei ihr eigenes blu- tiges Handeln auf beunruhigende Weise weit weniger schreck- lich wirkt), übersteigert Laymon die Handlung zu einer bizarren Farce, zu einer defätistischen Metapher auf die moderne urbane Gesellschaft. Zartfühlende Leser seien also gewarnt. Aber auch selbsternannte Moral-Apostel. Wer Laymons Werke unreflektiert 1:1 interpretiert, hat die Mechanismen moderner Horror-Literatur einfach nicht verstanden. Denjenigen, die sich auch vor Splatter nicht fürchten, seien allerdings die englischen Originale ans Herz gelegt. Nur dort entfaltet sich der Sprachwitz und die düstere Atmosphäre seiner Parabeln zur vollen Blüte.

Andreas Wolf

